

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Der Ausreißer.

Von Artur Zickler.

Der folgende Ausschnitt ist einem heteren-ersten Roman unseres Mitarbeiters „Der Sprung in die Welt“ entnommen, der in kurzer Frist in der Buchhandlung Vorwärts erscheinen wird. In diesem neuen Buche Artur Zicklers ist das ergebnisreiche Schicksal zweier junger Arbeiter geschildert, die aussagen, das Glück zu suchen, und in fauchischem Drange durch die Länder streifen, um den Sinn ihrer selbst und den des Daseins zu finden.

Hasselstrunk, der Lehrherr Hans Onfreders, gab diesem eine Retorte zu halten, in der er Pferdemark gekocht hatte, weiß der Teufel, zu welchem Zweck. Die Retorte war zu heiß, Hans ließ sie fallen und sie zerprang. Das Pferdemark stank wie die Pest. Hasselstrunk schrie, daß die Scheiben zitterten und schlug Hans ins Gesicht. Hans blieb ruhig stehen, nur seine Knie bebten, dann wandte er sich um und ging langsam in den Abortraum, wo er zu weinen begann. Die Tränen liefen durch seine Finger, und während er ruhiger wurde, sprach es wieder in ihm, die Endzellen des Gedächtnisses, das ihm sein Freund Rudi vor wenigen Tagen vorgelesen hatte: „... alles prüfe der Mensch und verstehe die Freiheit, aufzubrechen, wohin er will“.

Da klopfte es draußen gegen die Tür. Der Kontorist mit dem Ziegenpeter stand draußen und sagte Hans, er solle sofort zu Abel u. Breitschneider fahren und drei Kattseimmuster abgeben. Hans steckte die Muster in die Tasche und holte das Rad aus dem Verschlage. Als er über die Brücke fuhr, packte ihn ein heftiges Weh in der Brust; er sprang vom Rade, trat an das Brückengeländer und sah in den Strom, auf den die Sonne glitzerte. Er versiel der Täuschung, der Strom stehe still und die Brücke sei ein Schiff, das sich bewege und ihn fortführe in ein anderes Land. Lange stand er so und starrte in die Flut, dann hob er den Kopf und war ruhig und froh. Er holte die Kattseimmuster aus der Tasche und warf sie in den Strom.

Unaufhaltsam fuhr er am Ral des Stromes entlang, ließ bald die Häuserfronten, die ihn zur Rechten begleiteten, zurück und kam in grünes Wiesenland. Er verfolgte den Lauf des Stromes auf Wegen und Straßen, durch Dörfer und an Waldungen entlang; der Tag war warm und Hans öffnete die Hemdbluse. Nur einmal, an einem Bahnwärterhäuschen, stieg er ab und ließ sich ein Glas Wasser geben, dann fuhr er erschrocken weiter, in die Berge hinein, die immer näher heranrückten. Keine Spur von Müdigkeit war in ihm, nur ein jauchzendes Gefühl körperlicher und seelischer Erlösung. Er freute sich unbändig über die bunte Welt, durch die er glitt, über den schimmernden Staub der Straße, die dunklen Baumhänge der Berge, über den Sommerhimmel und das ziehende Wasser, das alles spiegelte. Wenn sich die Straße zu steil aufbaunte, schob Hans das Rad, um dann nach kurzem Ausblick auf die in eigene Schönheit verlunkene Landschaft bei wirbelnden Pedalen mit weit abgestreckten Beinen ins Tal zu sausen. Es war, als sei die Maschine sein Verbündeter; die in der Stadt jeden Tag ihre Lücken gezeigt hatte, schnurrte leicht und fröhlich und ohne Havarie dahin; selbst den Sprung über eine am Ufer befestigte Schiffskeite nahm sie nicht übel. Nun war er zwischen den Bergen. Er fuhr den Paß entlang, den der Strom gegraben hatte, und als die Dämmerung ihre ersten Schleiern zwischen die Bergfalten hing, war Hans in die Nähe der Grenze gelangt. Er ließ sich auf das andere Ufer übersehen und erreichte den Grenzübergang bei voller Dunkelheit. Er sah das Licht der Zellstation und führte das Rad zu Fuß vorbei, ohne zu zögern. Der Zollwächter warf nur einen schlächtigen Blick auf Hans, den er für einen der Arbeiter halten mochte, die regelmäßig die Grenze überschreiten, und rief ihn nicht an. Hans atmete auf und fuhr den Lichtern der Stadt zu, die einen knappen Kilometer entfernt lag.

In der Herberge sah eine lustige Kumpanei um den großen Rundtisch. Hans stellte das Rad in eine Ecke und setzte sich zu den Kunden; da aber fiel ihm plötzlich ein, daß er kein Geld mehr besaß. Er sprach mit dem Auswächter und bot ihm die Stahluhr zum Kauf an, die ihm der Vater zur Konfirmation geschenkt hatte. Der Auswächter gab ihm sechs Kronen dafür und zog davon zwei für Abendessen und Nachtwaner ab. Eine halbe Krone wurde noch vertrunken und kurz vor Mitternacht fiel Hans totmüde ins Bett. Er träumte phantastische Dinge. Eine weite Landstraße lag vor ihm in greller

Sonnenglut, er trat die Pedale, was die Waten hergaben; denn hinter ihm setzte der fette Hasselstrunk in der Uniform eines Zollwächters auf einem schwarzen Pferde her. Da riß die Kette des Rades und Hans stürzte in den Graben. Hasselstrunk lachte, daß die Goldblomben in seinem Mantel blühten, Hans schrie auf — und sah im fahlen Morgenlicht die schnarrenden Kunden. Wieder schloß er ein und sah neben seinem Freunde Rudi in einer braunen Bodenwelle. Der Tag war grau und Rudi lag mit stillem, weißem Gesicht. Er hatte ein brandiges Loch in der Stirn und war tot. Auf einmal hochte Hans auf der Keeling eines Schiffes, die See bewegte sich unruhig, die Sonne wief zerstreutes Licht zwischen die Masten. Aus der Kastenlücke kam ein Mädchen langsam hervor, sie war schön und ihr Haar flatterte im Winde. Sie blickte mit traurigen Augen auf Hans, der sich nicht vom Fleck rühren konnte. Ueber ihr, auf der Kapitänsbrücke, stand Hasselstrunk, sein verschwommenes und brutales Gesicht sah in die Ferne.

Der Auswächter polterte laut an die Tür, der Traum zerfiel. Eine prächtige Morgensonne stand im fahlen Raum und verklärte die verblöhten Farben eines Muttergottesbildes an der Wand. Ein junger wandernder Arbeiter, den Hans am Abend zuvor nicht bemerkt hatte, sang ein polnisches Lied, das einen frohen Rhythmus hatte und immer endete: Tralala — holala — holla — holla — tralalala.

Eine halbe Stunde später war Hans wieder auf freier Straße. Die Berghänge hatten sich zurückgelehnt und stehen ferne Sicht. Der Strom glänzte wie Perlmutter. Hans ließ sich die Morgenluft durch die Lungen wehen und war glücklich. Im Blau überflogen sich jubelnde Vögelchen. Ein Kettenschlepper arbeitete sich, drei Rillen im Schlepptau, stromaufwärts; auf den Breiträhnen wimpelten der Schifferin Sonntagshemden.

Nun wußte Hans auch, wo er hinwollte. In der kleinen Stadt, die er in einer Stunde erreichen mußte, wohnte ein Onkel von ihm, ein Fabrikpöpper, der ihm am liebsten war von der Verwandtschaft. Was würde der zu dem plötzlichen aufstauenden Besuch sagen? Hans schlug Gedanken darüber in den frischen Wind. Schon sah er die ragende Buraruine, zu deren Füßen das Städtchen lag. Bald traf sich die Straße mit den Eisenbahngleisen und die ersten Häuser kamen heran.

### Baumblüte im Vorfrühling.

Von Johann Charlet.

Nur noch wenige Wochen währt es, bis die Obstbäume sich in ihr schimmerndes Blütengewand gekleidet haben. Ihre Pracht wird auch in diesem Frühling wieder unzählige leicht- und lusthunariqe Großstädter herauslocken, um sich an dem Blütenknee der Obstbäume zu weiden. Jedoch nur wenige Baumarten sind es, die zu ihrem Blütenfest ein derart in die Augen fallendes Kleid anlegen. Sie müssen es aber tun, um die Insekten, durch deren Hilfe eine Befruchtung überhaupt erst möglich ist, herbeizurufen. Eine große Anzahl von Baumarten blüht dagegen in bescheidenem Kleide; nur der aufmerksame Beobachter wird finden, daß sie in der Blüte stehen. Bei diesen Arten hat der Wind die Arbeit des Befruchtens der Blüten übernommen.

Diese sogenannten Windblütler sind völlig auf die Befruchtung durch den Wind eingerichtet. Sie blühen zu einer Zeit, in der stielge Winde vorherrschen, im Vorfrühling und zum Frühlingseinbruch. Außerdem erscheinen bei den Windblütlern die Blüten früher als die Blätter, da die Belaubung der Verbreitung des Blütenstaubes hinderlich sein würde. Auch ist es bezeichnend für sie, daß die Blütenröhre, die den Blütenstaub erzeugen, die Staubblüten, meist an den äußersten Spitzen der Zweige hängen und mit dem übrigen Pflanzkörper nur sehr locker verbunden sind. Ein solcher Wind genügt schon, sie zu bewegen und den Blütenstaub forzuwehen. Um so zeitig blühen zu können, werden die Blüten im Herbst des vorhergehenden Jahres vorgebildet. Sie überwintern fertig, und ein etwas wärmerer Frühlingshauch bringt sie dann zur Entfaltung. In großen Mengen wirbelt der Wind den Blütenstaub durch die Luft zu den mehr versteckt sitzenden Somenblüten, die ihren Griffel herausstrecken, um den befruchtenden Staub aufzufangen.

Wenn wir jetzt an schönen Vorfrühlingstagen hinauswandern, dann können wir schon diese Baumblüte bewundern. Freilich drängt

Ne sich nicht dem Auge auf; sie will gesucht sein, aber desto größeren Reiz gewährt sie. Treffen wir auf die Erle am Bach oder die Hasel am Waldrande, so werden wir leicht die Staubblüten finden, die als Käpfchen herabhängen, und aus denen der Wind den Blütenstaub in leichten Wölzchen herausklaubt. Wenn wir einen Haselstrauch genauer betrachten, dann werden wir auch bald die Samenblüten entdecken. Sie drängen sich in ihren Knospenhüllen zusammen und stecken nur zwei dünne rote Narben heraus, die zu kleinen Büscheln vereint stehen und auf den Blütenstaub warten, den ihnen der Lenzeshauch zuwehen soll. Nach der geschickten Befruchtung bildet sich dann die Frucht, die Haselnuß.

Wir sehen, wie auch im Vorfrühling schon die Naturkräfte am Werke sind, um neues Leben erstehen zu lassen. Hat dann der Frühling seinen Einzug gehalten, so kommen von den Windblütlern Pappel und Birke zum Blühen, ebenfalls in der diesen Arten eigenartigen schlichten Weise, die so von den anderen Arten übertönt wird, daß sie kaum jemand gewahrt. Aber jeht, wenn die übrige Pflanzenwelt sich erst ganz wenig zu neuem Leben regt, können wir die Baumbüte des Vorfrühlings um so vollkommener beobachten.

## Sintflut und Erdbeben.

Von Walter v. Kummel.

Dem Sonnenlande Japan beliebt es plötzlich, sich in fast ständigen Regen zu hüllen.

War ich einmal bei leidlichem Wetter in irgendein Bergdorf aufgestiegen, so erwachte ich am nächsten Morgen in einem so unbeschreiblichen Strichregen, daß es gar nicht möglich war, den Abstieg zu versuchen.

Am vielbesuchten Hakonesee ist mir dies gleich zweimal zugefallen. Zweimal war ich gezwungen, als einziger Badegast an dem kleinen Bergsee zu bleiben.

Ununterbrochen tobte der Sturm und donnerte trotz aller Windschutzbauten in der Nacht dermaßen an das Haus, daß ich glaubte, die ganze Holzbuße müsse im nächsten Augenblick reitungslos zusammenbrechen. Am Tage aber zauberte er, die schweren weißen Nebel nahe der Wasseroberfläche über den See dahinführend, ein vollständiges Winterbild hervor: wie ein dichtes, wildes Schneetreiben auf fest und glatt gefrorener Eisfläche sah sich das an.

Eingehüllt in einen schweren Kimono, ein glimmendes Kohlenbecken an meiner Seite, schlug ich ärgerlich und wenig guter Laune die Zeit tot.

Das tatenlose Herumsitzen, die Langeweile trieb mich endlich doch zu Tafe. Aber es war mehr ein Herabfallen und -purzeln, als ein Herabsteigen. Die abschüssigen Lehmbalden waren schlüpfrig wie Glassteine, ebenso der Fels und das Steingeröll. Dazu hatten Regen und Taifun, jener gefährliche Wirbelsturm, lange Stücke des schmalen Saumpfadens in die Tiefe gerissen.

Als ich mich mit vieler Mühe und auf großen Umwegen wieder ins Tal hinabgearbeitet hatte, fand ich dort die Brücke weage-schwimmend. Wollte ich weiter kommen, so blieb mir gar nichts anderes übrig, als mich über den wild tobenden Bergfluß hinüber-sellen zu lassen.

Die japanische Seilfähre ist nicht wie unsere europäische: zwar ist da auch ein Drahtseil vorhanden, aber daran wird kein Schiff, sondern wird man gleich selbst in höchstgelegener Person, auf einem schmalen Holzbrett sitzend, angepöpselt.

Allzu groß ist das Veranlassen nicht!

Die kleinen, leichten Japaner saufen ja ganz frisch und flott hinüber, nicht so das europäische Schwergewicht. Schon in der Mitte der Fahrt beginnt das zu stoden, wie ein unfreiwilliger Akrobat tanze ich auf elastischem Seil über der tobenden Flut auf und ab und habe Zeit genug, tief sinnige Betrachtungen darüber anzustellen, ob die eigenen achtzig Kilo oder ob die japanische Drahtseilfabrikations-kunst schließlich den Sieg davontragen werde.

Aber drüben am anderen Ufer arbeiten sie ganz wütend und holen mich kühnend doch endlich heil und ganz über. Freilich, den Hut habe ich als Obolus den japanischen Wasser-, Wetter- und Windgöttern in die Tiefe geworfen, die Hose ist auch nicht mehr ganz satonfähig, aber alles andere habe ich glücklich herübergerettet.

Ich sehe in diesen Tagen viel Ernstes und Trauriges: ent-wurzelte Bäume, abgedeckte Hütten, zerstörte Gärten und Felder, niedergegangene Steinlawinen, Vernichtung und Verheerung.

Als ich so in einem entsehligen Anweiser zum zweiten Male nach Mijenoschita, der bekannten japanischen Sommergebietung, kam, da fand ich ganz in der Nähe, in einem reizenden, dicht zwischen Fluß und Fels eingebauten Dörflein eine große Menschenansammlung, Polizisten, die Ordnung hielten, Männer, Bauern und Kulis, die fleißig schaufelten und arbeiteten.

Ein Bergsturz! Zwei Häuser in die Tiefe gerissen! Man sieht nicht mehr viel davon, nur noch Schutt und Geröll. Und die, die in den Häusern waren, sind längst tot.

Als ich längst hier gewesen, war ich dicht neben der Unglücks-stelle eingekehrt. Es regnete arch, aber es kam doch ab und zu die Sonne ein wenig durch das Gewöl, man konnte sich im Freien halten. Ich kannte die Leute, die da verschüttet worden waren, und die zwei hübschen, lustigen Teehausmädchen, die sie entsehllich ver-kümmelt da heraufstiegen, waren lachend vor mir davon und ins Haus gelaufen, als ich versuchen wollte, sie zu photographieren.

Ganz schlimm sieht es auch in der Ebene aus, die Flüsse und Ströme sind verheerend weit über die Ufer getreten, die so sorgsam

bebauten und liebevoll gepflegten Reisfelder sind zu schmutzig grauen Seen geworden — ein unsagbar trauriger Anblick. Manche Hütten sind weggerissen, zahlreiche Menschenleben sind zu beklagen.

In der Küste aber stoße ich auf die Spuren einer verheerenden Springslut, höre von vielen im Taifun untergegangenen Fischer-booten erzählen.

Ich höre bald überhaupt nur noch von Todesfällen, von Damm-brüchen und Steinsunterpflungen, Brückeneinstürzen und Bahn-unterbrechungen. Jammer, Elend und Not, wohin ich komme.

Aber nicht nur das Wasser schafft Schaden und Elend, auch im Innern der Erde will es rebellisch werden.

Ich erlebe in Yokohama mein erstes Erdbeben. Es ist ganz schön und gut verlaufen und hat auch allgemein außer verschiedenem Materialschaden nicht allzuviel Unheil gestiftet.

Aber trotzdem! Sicherlich habe ich noch nie im Leben ein so unheimliches Gefühl wie in dieser Nacht empfunden.

Ein schweres Alpdrücken. Ich träume — träume, daß einer meiner Angehörigen eines ganz gräßlichen, entsehligen Todes ge-storben sei.

Plötzlich erwache ich. Auf dem Boden rollen ein paar am Abend vorher erstandene Vasen zerbrochen umher.

Run ein Stoß! Das Zimmer geht auf und ab wie ein Schiff im Sturm. Gerade so wie bei hohem Seegang das Gebälk des Schiffes, kraucht und ächzt und stöhnt es in den Wänden, in der Decke, im Dachstuhl.

Jeht noch ein Stoß, stärker, kräftiger, bröhnender als der erstel Gewaltige Erdkräfte, die tief da unten zu schlafen schienen, sind auf-gewacht, sind heraufgestiegen, haben gerufen, daß sie noch leben wie am allerersten Tage der Erde, und haben mahnend angepöcht, das Pochen ist laut und deutlich gewesen.

Im nächsten Augenblick muß das alles in Trümmer zusammen-stürzen! Ein Sprung aus dem Bett, ein zweiter noch der Tür, ein paar Sähe über die Stiege hinab, nie noch habe ich im Leben so unanständig rasch ein Haus verlassen!

Erleichtert atmete ich auf, als ich glücklich mitten auf der Straße im strömenden Regen siehe — mit vielen Leidensgenossen, die sich alle in sehr unmöglichen oder gar keinen Kostümen gerettet haben, just gerade so, wie sie in der schmutzigen Septembernacht der plötzliche See-gang von Mutter Erde übertracht hat.

Wir sind alle noch etwas verschlafen, noch etwas bellommen, und warten der schlimmen Dinge, die nun weiter noch kommen werden. Aber es kommt nichts mehr. Den Göttern der Tiefe hat es gefallen, nur zu pochen und zu mahnen, mit dem zweiten kräf-tigen Stoß ist alles zu Ende.

Man steht plaudernd beisammen, bis es ganz Tag geworden ist, dann geht man zurück, hebt seine zerbrochenen Habseligkeiten auf und ist etwas verstimmt über die unnötigen Artistenriesensprünge, die man gemacht hat.

Daß ich mit meiner Eile nicht allzu sehr unrecht gehabt hatte, wurde mir acht Tage später dadurch bewiesen, daß in friedlichster Sonniamorgenfrühe plötzlich und unvermittelt, wohl als Nach-folge des Erdbebens, meine Zimmerdecke, allerlei schweres Gebälk, dazu noch drei Zentner Lomatensaucensflaschen, die über der Decke gelagert gewesen, herabstürzten und eine araufame Verwüstung unter meinem Eigentum anrichteten. Was nicht zerschlagen war, wurde in Lomatensauce getränkt.

„Allright!“ sagte ich trotz des wenig freundlichen Anblickes und war, da ich erst zwei Minuten vorher durch einen Zufall das Zimmer verlassen hatte, froh, so leichten Kaufes davongelommen zu sein!

Aus den bei Brodhäus in Leipzig erschienenen reich illustrierten Schilderungen „Sonnenländer“ (Band 14 der Sammlung „Reisen und Abenteuer“, geb. 20 M.), in denen der bekannte Münchener Schriftsteller packende, farbenfrohe und lebenswahre Bilder aus Japan und den Südsee-Inseln entrollt.

## „Kleinkunst“.

Als die Menschen noch Zeit hatten.

Die alten Sammlungen, die „Kunst- und Wunderkammern“, beherbergten neben den kostbarsten Kunstwerken auch allerlei Kurio-sitäten, ein merkwürdiges Nebeneinander wahrer und falscher Kunst, charakteristisch für die damaligen Zeiten. Sehr beliebt waren beson-ders die verschiedenen mikroskopischen Kunstleien, unter denen frei-lich mitunter, wenn auch selten, echte Kunstwerke waren.

Schon im Altertum hatten sich Künstler mit der Herstellung solcher kleinster Kunstwerke beschäftigt. Kallistates und Pyrrhikos waren darin vor allen berühmt. Iner machte aus Eisenbein Urmeisen und andere kleine Tiere so subtil, daß man ihre Füße und andere Teile kaum wahrzunehmen vermochte, dieser aus derselben Materie einen Wagen und ein Schiff, jedes mit dem Flügel einer kleinen Mücke zu bedecken. Zofreider sind die Zeugnisse über der-gleichen aus dem 16. und 18. Jahrhundert. Da Köhler hat darüber aus alten Quellen mancherlei Material zusammengebracht, das sie im „Kunstwunderer“ wiedergibt. Um 1550 wurde in der Nähe von Klagenfurt ein Künstler, Leo Pronner, geboren, der sich später in Nürnberg aufhielt. Er schnitzte aus Bein, Holz, Silber, Gold und anderen Metallen die zartesten und kleinsten Sachen, Altäre, Kreuzfige, Totenköpfe, Denkmale, die künstlich auseinandergerast und durchbrochen waren, verschiedene Tiere und Pferde mit Reitern, die man durch ein Nadelöhr schieben konnte. Auch schrieb er ganz klein in Fraktur, so das Vaterunser auf einen Raum, den eine kleine Erbse bedeckte, und die sechs Hauptstücke der christlichen Lehre auf einen Nagel, den ein gemeiner Pfennig einnahm. Unter anderen

Schnitzwerk machte er eine Hakenkette mit einem Deckel von Eisenblei, darin alles, was zum Hausgerät gehörte, in proportionierter Größe. Besonders mühsam dürfte die Herstellung eines Federmessers, eines Geschenks für den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, gewesen sein. Das Heft des Messers war hohl und enthielt 13 kleine Kästen von Eisenblei, die man herausnehmen konnte. In der oberen Hälfte des Heftes war des Erzherzogs Titel und Name sowie der ganze Kalender des Jahres 1608 auf Pergament geschrieben, auf dem anderen Deckel ein Spruch aus dem 117. Psalm in 21 Sprachen, das Vaterunser und der Glaube, umgeben von Zieraten. In den Kästchen waren 1000—1500 Stück Kleinigkeiten, Haus- und Kellergeräte, Handwerkszeug, eine eiserne Kasse, die sich ohne Unterweisung nicht öffnen ließ und 100 Goldstücke, mit F geprägt, enthielt, ein Kirchklein mit dem Nürnberger Wappen, darin zwei Dugend zimmerer Teiler, ein Dugend Messer und ein Dugend Löffel von Buchsbaumholz. Als ein besonderes Zeugnis der außerordentlichen Geschicklichkeit dieses Mannes wird angeführt: „ein Haar von einem kleinen Knaben, das er zum Öffnen durchlöchert und mit denen zu beiden Enden in vier Teilen gespaltenen Haarteilen hindurchgeföhren, ja, ein dergleichen Haar in acht Teile geteilt“. Ein ähnlicher Künstler war der Nürnberger Hieronymus Gartner. Er schnitt unter anderem aus einem Stückchen Holz, das einen Finger lang war, eine Weichsel oder Kirschke mit dem Stiel und zugleich auf jene eine Nische, so natürlich, als ob sie lebte, täuschend dadurch, daß sich beim leichtesten Luftzug Flügel und Füße bewegten.

In dem berühmten Brannischen Museum in Nürnberg befand sich unter den kleinen Miniaturgemälden als das künstlichste die von Anna Smythens von Gent gemalte Darstellung Christi vor Pilatus: „das Auge kann sich“, sagt die Beschreibung, „mit dem Mikroskop bewaffnet, nicht sattsehen; das Pergamentstücklein, worauf 80 Figuren gemalt sind, ist nicht größer als wie ein Kreuzersüß“. Anna Felicitas Neuberger, als Wachsoffizierin, so wie ihr in dieser Kunst hervorragender Vater Daniel Neuberger bekannt, schnitt ganze Baustellon in Kirchklein, ja Historien in noch kleinere Hanfströcklein; sie verfertigte so kleine Krutzfiguren, daß man diese mit Leichtigkeit durch ein Nadelöhr ziehen konnte. Wertwürdig moß auch ein von M. Knapp in den „Deutschen Schätzen und Ehrenbildern“ beschriebenes Bild gewesen sein; es ist eine große, aus Schmetterlingsflügeln zusammengesetzte Darstellung der Versuchung Iosephs durch Potiphars Weib. Der Glanzpunkt des Bildes war das aus den Flügeln von Zitronenhaltern zusammengesetzte Gewand der Frau Potiphars. Ueber das berühmte Naturalienkabinett von Prof. Blank in Würzburg, einem ehemaligen Minoriten, wurde berichtet. Da er gegen 500 Stück mit der Geburt eines Mönchs aus reinen Naturstoffen, wie Holz, Moos, Vogelfedern, Samenkörnern, Schmetterlingsflügeln und anderem zusammengesetzt hatte. „Vorzügliche Wirkung“, so schreibt ein Zeitgenosse, „tun die Vogelfedern und der Stach bei Abbildung der Wellen im Rheinfalle, wie im Meeressturm, für den ein Enaländer 4000 Pfd. bot. Für sein gelungenes Werk erklärt der Meister selbst den feuerpeinenden Besuch, und das Feuer besteht aus den unteren Flügeln der Grillen!“

Die mühsamen Kunststickereien, die zeichnende Stickeret nach Miniaturen und Kupferstichen, vielfach in den Klöstern ausgeübt, wurde noch übertroffen durch die Stickeret mit Haaren. Drei Töchter eines Appellationsrates von Wyllich zu Celle sollen, um das Jahr 1785, die Kunst, mit Menschenhaaren wie mit Seide zu sticken, erfinden haben. Die Kunst, meint der Berichtende, könnte noch weiter und zu größerer Vollkommenheit gebracht werden, wenn sich erst mehr damit beschäftigen würden. Unter den vielen Stücken, die von den drei genannten Fräulein seit dem Jahre 1783 verfertigt wurden, befanden sich solche, die man nur nach sehr genauer Betrachtung von Kupferstichen und radierten Blättern zu unterscheiden vermochte. Es sind ziemlich große Stücke darunter gewesen, Landschaften nach ihren eigenen Zeichnungen oder nach Bildern von Waterloo und anderen Meistern. Haararbeiten fertigte man auch noch später an. So schrieb an Friedrich Schleiermacher dessen Braut im Jahre 1808: „Lieber Ernst, schide mir von deinen Haaren. Philippine macht schöne Arbeit von geschnittenen Haaren, sie will mir für Sophie eine kleine Quastchen machen, von den Kindern, Ehrensrieds, von deinen und meinen Haaren, das soll mein Weihnachtsnackten an Sophie sein, es wird ihr große Freude machen.“ Kunstvoll geflöchtene oder zu Monogrammen geformte Haare konnte man in den Rahmen alter Miniaturbildnisse auf der Rehrseite und auch in Schmuckgegenständen finden.

Von anderem Gesichtspunkt aus wurde es dann später eine allgemeine Mode, in Medaillons oder Ringen Haare einer verehrten oder geliebten Person zu tragen; einzig dastehend mag dabei sein, daß in Ermangelung von Boden des gefeierten Dichters Jean Paul, viele Damen einem ihm gehörigen Epith die Haare abschnitten, um sie geflocht in Ringen und Medaillons auszuführen.

## Mausfüller.

Der Reichtum der deutschen Sprache gestattet uns immer neue Bildungen. Die Ueberschrift ist eine solche, und jedermann wird sie sofort verstehen, allerdings materiell gerichtete Leute vielleicht in dem Sinne von Essenssack. Aber solche Mausfüller meine ich hier nicht, sondern jene sich thölich im Gebrauch mehrenden unnötigen Worte, die fast durch die Bank überflüssig und in der Regel nur das Zeichen von Densfaulheit sind. Im Schriftdeutschen haben sie nur

insoweit Eingang gewonnen, als man vollständige Sprechweise schildern will. Aber einzelne Mausfüller schleichen sich da als Sachstrecker bereits ein und darum sei gegen sie warnend unsere Stimme erhoben.

Das am meisten mißbrauchte Wort ist „eigentlich“! Eigentlich ist eigentlich eine Abschwächung oder eine Zusammenfassung, ein Zurückschrauben des tatsächlich Gesagten auf den „eigentlichen“ Sinn. Es unterstreicht und negiert zugleich. Es wirkt als heisse Frage, wenn ich feststellen will, warum wir eigentlich so oft das Wort „eigentlich“ gebrauchen. Im letzteren Satz ist es schon ganz Mausfüller, es ist richtig verwendet, wenn ich sage: Eigentlich meine ich etwas ganz anderes; falsch im Satz: Bist du eigentlich schon da oder dort gewesen? Aber es ist ein so glattes, die Zunge nicht angreifendes Wort und darum wird es wohl so gern verwendet. Sein näher Gefährte ist das Wörtchen „wohl“, das aus jeder Behauptung eine fragwürdige macht. Es ist ein feiges Wort. Man wagt nicht klipp und klar zu erklären, das etwas ist. Man schiebt ein „wohl“ ein und man ist gegen alle Eventualitäten gesichert und kann selbst die Gefahr eines Meineides umgehen. Wenn ich beschwören soll, daß einer zu einer bestimmten Zeit zu Hause war und dabei das Wort „wohl“ verwende, so wird meine Aussage wertlos, ich aber bin aus der Klemme. Der unausstehlichste Mausfüller ist das „Nicht“, besonders wenn es „nech“ ausgesprochen wird. Diese in der Nordwestecke unseres Vaterlandes zur dialektischen Unsitte gewordene Verwendung eines „Nech“ kann uns leicht zur Verzweiflung treiben. In Berlin ist das in jedem zweiten Satz bei lebhaften Erzählungen eingeschobene „Nicht“ auch schon gang und gäbe. Es wachelt sich mit dem „doch“ ab. Es überfällt uns thölich in den Unterhaltungen unserer Mitreisenden. Es ist ebenso überflüssig wie anmaßend. Der Redende, der sich dabei natürlich gar nichts denkt, schiebt dem Hörer unter, daß er über des anderen Verhältnisse genau Bescheid wisse, auch wenn er ihn zum ersten Male in seinem Leben sieht. „Ja“, ebenfalls ein Mausfüller übester Art, stellt sich dem „doch“ und „nicht“ würdig zur Seite. Man nehme etwa folgenden Satz, den man oft genug im täglichen Leben hören kann: „Ja, und mein Mann kommt doch e i n t l i c h keine Nacht vor zwölf nach Hause, n i c h?“ Hier sind fünf Mausfüller verwendet, die alle Eigenschaften des hier zur Anklage stehenden Gebrauchs aufweisen. Denn das „und“ gehört in die gleiche Klasse.

Besehen wir uns die Mausfüller näher, so sind sie Gedankenheifer, sie geben dem Redenden Zeit, nachzudenken. Einer ganzen Klasse von Menschen, denen man Schwerfälligkeit beim Denken nachrühmt, dient zur Sachfüllung das bloße Ausstoßen von Naturlauten. Sie sagen „äh, äh“, um ihren Faden richtig spinnen zu können. Wenn sie gar noch „bäh“ dazwischen fügen, so pflegt man sie mit Tieren zu vergleichen, die, vielleicht sehr zu Unrecht, den Ruf der Dummheit haben. Dumm ist in dieser Hinsicht nur der Mensch, denn Tiere füllen ihre Mäuler nur mit nützlichen und nötigen Dingen.

R. G.

## Winter am Broadway.\*)

Zum Winterabend, kalt und grau,  
leuchten des Broadways Millionen Lichter.  
Der wirren Farben Rot und Weiß und Blau  
hellen im Gedränge die fahlen Gesichter.

Im knirschenden Schnee ein Stauen der Wagen,  
geseitelt von des Schuhmanns Hand.  
Aus Bärm und Hast die Kiesenbauten ragen  
starr auf zum schwellenden Himmelsbrand —  
zu Manhattans glühem Widerschein,  
als lade er nachts zum Feste ein . . .

Im Theaterbezirk die grellen Reklamen  
und Limousinen, drin rauchende Damen,  
gepudert und geschminkt.  
Viele mit suchenden Augen der Luste.  
Aus Pelzen schimmern die nackten Brüste;  
von Hals und Haar Geschmelde blinkt.  
Bezahlt von Herren mit seid'nem Zylinder,  
unter dem Montel den würdigen Frack,  
getragen von manchem Menschenschinder,  
der höhnisch sieht das arme Pack  
vom Spazier der Arbeitslosen.

Die schauen durch Fenster des Reichtums Glanz,  
in strahlenden Räumen des Glückes Rosen  
beim schillernenden Tanz.

Sie aber greifen die Schaufeln und Bitten,  
mit Haß, mit Gleichmut in den Blicken,  
bei vielen die fromme Zufriedenheit.  
Sie werfen den Schnee auf große Karren  
und frieren und hoffen, daß es nun schnell  
in üppiger Fülle die ganze Nacht.

Dann halten auch sie die Rot zum Narren;  
sie können den Hunger für Tage vergessen —  
es hat der Himmel die Arbeit gebracht —  
Gottvater gibt zu essen . . .

Otto Sattler.

(Aus dem Remporter „Vormüßig“)

\*) Hauptverkehrsstraße New Yorks.

**Die Seife — eine deutsche Erfindung.** Wenn auch die Seife bereits in einer Stelle unserer deutschen Bibel bei Jeremias erscheint, so ist dies doch nur eine fähne Uebertragung des Uebersetzers, denn das Altertum hat diese für die Lebenskultur so wichtige Erfindung erst verhältnismäßig spät kennen gelernt. Wie Oberapotheker Groeber in einem Aufsatz der Zeitschrift „Natur und Kultur“, der sich mit „Altem und Neuem über unsere Waschmittel“ beschäftigt, hervorhebt, ist die Erfindung der Seife wohl auf die Deutschen zurückzuführen. Wohl verwendeten schon die alten Ägypter Holz-Asche, Pottasche, das natürliche Soda als Reinigungsmittel, aber die Seife wird zunächst als eine germanische Erfindung von Plinius genannt, um die Haare blond zu färben. Nach dem Einfall der Kimbern und Teutonen und nach den Germanenkriegen wurde nämlich das deutsche Blond die große Mode, und die vornehmen Römerinnen färbten sich ihr Haar mit einer Masse, die in Kugelform aus der Gegend von Wiesbaden gebracht wurde. „Man verfertigt sie aus Talg und Liche“ schreibt Plinius darüber, „die beste aus Buchenasche und Ziegentalg, und zwei verschiedene Arten, eine feste und eine flüssige; beide werden bei den Germanen mehr von den Männern als von den Frauen gebraucht.“ Galenus, der im ersten nachchristlichen Jahrhundert lebte, ist der erste, der von dieser deutschen Seife nicht als von einem Farbe, sondern als von einem Reinigungsmittel spricht. Danach mocht also die italienische Stadt Savona, von der die Seife ihren lateinischen Namen „Sapo“ haben soll, mit Unrecht Anspruch auf ihre Erfindung. In Deutschland, wo viel Leinen angebaut wurde, kam man auch zuerst darauf, die Beschaffenheit der Seife durch Verwendung von gebranntem Kalk bei der Herstellung der Wschentauge zu verbessern. Karl der Große verordnete 812 den Anbau norditalienischer Kräuter und Bäume auf den Kronländern und wendet sich dabei direkt an die Seifensieder, woraus man schließen kann, daß die Seifensiederlei zu jener Zeit bereits nicht nur von den Hausfrauen, sondern auch in gewerblichen Betrieben vorgenommen wurde. Während in Frankreich und Italien, besonders in Marseille und Venedig, die Seifenfabrikation bald eine wichtige Industrie wurde, blieb sie in Deutschland noch auf lange den Hausfrauen vorbehalten. Die erste klar verständliche Vorschrift zur Bereitung von harter Natronseife aus Kalktauge, Baumöl und Kochsalz wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Lachen gegeben. Französische Forscher haben dann die Natur der Fette und das Wesen des Verseifungsprozesses aufgeklärt und damit die gewaltige Entwicklung geschaffen, die die Seifenindustrie in den letzten Jahrzehnten genommen.

**X-Strahlen gegen Motten.** Beim Verben von Leder wird, um es haltbar zu machen, in Deutschland Beleuchtung mit X-Strahlen angewandt. Zwei englische Fachleute, die versuchten, hinter das Geheimnis der deutschen Lederfabrikanten zu kommen, haben dabei die Entdeckung gemacht, daß durch die mit Hilfe einer Quarzlampe mit Quecksilberdämpfen ausgesandten X-Strahlen bei ganz geringfügigen Kosten große Warenlager von der Mottenplage befreit werden können. Angeblich soll es genügen, zur Beseitigung aller Motten, wenn man eine solche Quarzlampe mit Quecksilberdämpfen einige Minuten in einem Woll- oder Pelzlager aufstellt.

## Völkerkunde

**Japanische Nadel- und Puppenfeste.** Die Japaner schreiben auch den unbelebten Dingen Seelen zu, und der merkwürdige Seelenkult, den sie mit diesen toten Dingen treiben, führt zu den wunderbarsten Festen und Zeremonien. So wird z. B., wie eine in Tokio lebende Engländerin Joë Kinoab erzählt, in den Mädchenschulen alljährlich ein Nadelfest begangen, um alle die Nadeln, große wie kleine, zu versöhnen, die im Laufe des Jahres den sinken Fingern entfielen und nun irgendwo unbenutzt und unbeweiht herumliegen. Auf einem kleinen Ständer, der als Altar dient, sind Haufen von Nadeln niedergelegt, und den Nadelseelen bringen nun die kleinen Mädchen alle möglichen Opfer dar, Kuchen und Süßigkeiten, um sie über die Unschicklichkeit und Sorglosigkeit ihrer Besitzerinnen zu trösten. Die Nadeln, die viel benutzt worden sind, erhalten an diesem Fest eine besonders weiche Ruhestätte, indem alle, die Schullehrerin an der Spitze, ihre Vieblingsnadel in ein weiches und bequemes Nadelkissen stecken. Dem Fremden erscheint diese Verehrung und gute Behandlung der Nadeln sehr merkwürdig. Aber der Japaner feiert in solchen Zeremonien zugleich die hohe Bedeutung, die diese Werkzeuge besitzen, und das Nadelfest wird für ihn zu einer Verherrlichung des Nähens überhaupt. Selbstverständlich haben auch Spielsachen Seelen, nicht nur in dem Bewußtsein der japanischen Kinder, sondern auch der Großen. In einem Kindergarten zu Tokio wird alljährlich eine Art religiöser Feier mit den Puppen veranstaltet. Diejenigen Puppen, die von dem Pupp doktor wieder zurechtgestellt worden sind und nun in neuem Glanz strahlen, spielen die Hauptrolle. Es werden für ihre Heilung Dankaebete dargebracht, und ein buddhistischer Priester hält im Schulhause einen Dankgottesdienst vor einem reich mit Blumen geschmückten Altar, vor dem die dem Weber wiedergeschenkten Puppen in würdiger Haltung sitzen. Diese Verehrung toter Gegenstände geht so weit, daß man ihnen sogar Denkmäler setzt. In der Nähe von Tokio gibt es ein steinernes Denkmal, das zur Versöhnung verlorener oder zerbrochener Spielsachen errichtet wurde, und auf einem der

religiosen Plätze dieser Stadt, dem sogenannten Garten der hundert Blumen, hat man sogar einem erfolgreichen Theaterstück ein großes Steinmonument erbaut. Ein beliebtes Drama des Dichters Motomi wurde in einem Exemplar darunter beigelegt und durch eine Inschrift geehrt.

**Die Amokläufer von Neu-Guinea.** In Neu-Guinea blüht unter den Eingeborenen neben allerlei Zaubereien und Aberglauben auch noch die Sitte des Amoklaufens, und ein englischer Beamter, Kapitän Mondton, der lange Jahre als Beamter in dem Lande war und seine merkwürdigen Sitten in einem soeben erschienenen interessanten Buche schildert, ist der Ansicht, daß auch die fortschreitende Zivilisation nie instande sein werde, den Amoklauf vollkommen zu unterdrücken. Ueber die Gründe für diese geheimnisvolle Raserei, die mit der Tollwut der alten Berserker Ähnlichkeit hat, schreibt er: „Die nördlichen Stämme des Landes laufen Amok. In einem pöblichen unerklärlichen Zustand von Raserei und ohne ersichtlichen Grund. Ich habe tatsächlich Leute meiner eigenen Truppe beobachtet, die den Anfall kommen fühlten und siebentlich baten, man möge sie einschließen oder mit Ketten binden, bis die Raserei vorbei sei. Im Westen des Landes aber erfolgt das Amoklaufen manchmal freiwillig und zwar mit dem einzigen Zweck, um getötet zu werden. Ein Mann der westlichen Stämme, der unter einem großen Kummer leidet oder sich für schwer gekränkt hält, nimmt seinen Bogen und schießt auf jeden, der ihm vor die Augen kommt; er will auf diese eigenartige Art die Aufmerksamkeit auf seine Qualen lenken und die andern zwingen, ihn zu töten.“ Es gibt auch noch andere Wege in Neu-Guinea, durch die man sich vom Kampf ums Dasein zurückzieht. So traf Mondton bei einer seiner Reisen durch den Urwald auf einen Mann, der im Glimpf eines Baumes lebte. Er war auf keine Weise dazu zu bewegen, seinen Zufluchtsort zu verlassen, und erst als die Art an den Stamm gelegt wurde und der Wilde sah, wie dieses ihm unbekannte Instrument seine Zufluchtsstätte ins Schwanken brachte, entschloß er sich zum Heruntersteigen, weil er lieber von den fremden Männern getötet, als von dem umstürzenden Baum erschlagen werden wollte. Es zeigte sich, daß dieser Einsiedler des Urwaldes einen verkrüppelten Fuß hatte. Er war dadurch in der Verteidigung gegen feindliche Angriffe und in der Flucht gehemmt, so daß er für sein Leben fürchten mußte. So zog er sich also in den Wipfel eines Urwaldriesen zurück und kam nur nachts herunter, um sich seine Nahrung zu suchen. Man schenkte ihm etwas Tabak und einige Streichhölzer, über die er besonders glücklich war, da ihm das Feuermachen sehr schwer wurde. Anklagen wegen Zauberei wurden Mondton sehr häufig vorgebracht. Aber die Beurteilung der betreffenden Zauberer nützte nicht viel, sondern vergrößerte nur noch ihr Ansehen. Als sich der Kapitän einmal seine Schnurrbartenden abschritt, sammelte sie sein Burische Dgl sorgfältig und schob sie in den Mund seines kleinen Sohnes, um ihn dadurch stark im Kriege zu machen. Auch hat er den Engländer, seinen Finger auf die Stirn seiner Frau zu legen, weil dann das von ihr geborene Kind die „Macht der Regierung“ besitzen werde. Mondton sagt aber, man dürfe wegen solcher uns seltsam anmutenden Vorfälle die Klugheit und Sittlichkeit der Eingeborenen nicht gering schätzen. Sie ständen in vieler Beziehung höher als die weißen Bergwerksarbeiter in Neu-Guinea, die furchtbare Spieler und Trinker und ganz verwahrloste Besseln sind. Sie geben große Summen für die Mission, ohne sich im geringsten um die Kirche zu kümmern. Die Erklärung dafür gibt die folgende Geschichte. Der Gouverneur von Neu-Guinea erließ eine Umfrage an die weiße Bevölkerung über die Wirkung eines Alkoholverbotes und den Einfluß auf die Mission. „Es würde sehr schlecht wirken“, schrieb darauf ein Bergwerksbeamter, „denn niemand gibt etwas für die Mission, wenn er nicht betrunken ist...“

## Erdkunde

**Der Ausbruch eines Vulkans** gestaltet die Umgebung der Ausbruchsstelle derart um, daß dort, wo früher Ebenen waren, sich nun Berge erheben, die wieder durch Gruppierung ganze Rücken und Gebirgsländschaften bilden können. Zwischen Land und Meer werden neue Linien gezogen, aus dem Meere tauchen Inseln auf, einzelne Inseln werden durch vulkanische Massen miteinander verschmolzen usw. — und das alles geht im Gegensatz zu der langsamen Bildung tektonischer Formen plötzlich und schnell vor sich. So erhob sich, wie im „Kosmos“ zu lesen, im Jahre 1538 in einer Nacht der Monte Ruono auf den phlegräischen Feldern an der Nordseite des Golfs von Neapel zu einer Höhe von 120 Meter, und der Sorullo in einem Tale Südmerikos wuchs im Jahre 1759 in nicht ganz einem Monat zu einer Höhe von 500 Metern an. Im Juli und August des Jahres 1831 stieg die Insel Ferdinandea an der Westseite Siziliens auf, erreichte in ihrer höchsten Entwicklung eine Höhe von 66 Meter und einen Umfang von 600 Meter, verschwand aber noch im Dezember desselben Jahres wieder. 1867 entdeckte man plötzlich in der Gruppe der Tongainseln im Stillen Ozean ein Riff, in dessen Umgebung man eine Meerestiefe von 1000 Meter maß, 1877 stieg an dieser Stelle Rouch aus dem Seewasser auf, und 1885 war eine Insel von 3 Kilometer Länge und 50 bis 60 Meter Höhe „fertig“. Jetzt wird dieses vulkanische Bauwerk, da es nur aus lockeren Aschen besteht, langsam wieder vom Meer zerstört. 1883 versanken z. B. in einem Augenblick durch eine furchtbare Explosion zwei Drittel des Kratatau, eines 33 Quadratkilometer großen Inselvulkans der Sundastrasse, und mit ihm 40 000 Menschen!